

WILL NORTH

Im Licht des Tages

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Ruth Sander

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Wahrheit entsprach. Alle, die ihr auf dem Küstenpfad begegnet wären, zumindest alle Männer, hätten sie als sehr schön beschrieben, auch wenn sie selbst andere Maßstäbe anlegte. Sie hatte langes, leicht welliges dunkelbraunes Haar, große braune Augen, dichte, ausdrucksstarke Brauen und eine hübsche Nase, die zugegebenermaßen für ihr Gesicht ein wenig zu groß war. Dazu hohe, schräge Wangenknochen, eine leicht olivfarbene und erstaunlich faltenlose Haut, volle Lippen mit aufwärts gebogenen Mundwinkeln, die stets ein geheimnisvolles Lächeln andeuteten, und ein Kinn, das erste Anzeichen von Erschlaffung zeigte - bislang der einzige Teil ihres Körpers, der der Schwerkraft nachgab. Die fast vierzig Jahre sah man ihr nicht an. Noch nicht. Sie war knapp eins fünfundsiebzig (etwas zu groß, ihrer Meinung nach), hatte breite Schultern (ein wenig zu breit, fürchtete sie), einen üppigen Busen (zu üppig - ihr italienisches Erbe), schlanke Beine und wohlproportionierte Hüften, die sie eisern in Form hielt (deshalb die Spaziergänge mit dem Hund, die ihr allerdings sehr viel Spaß machten). Ihr Exmann Jeremy hatte dazu gern einen derben Kommentar abgegeben, der ihr insgeheim gefallen hatte, ehe sie ihn zu hassen begann: »Ich mag es, zwischen deinen Schenkeln das Tageslicht zu erblicken.«

Nicola entriegelte die niedrige Tür, die in ihr winziges Cottage führte, ging in die Küche und füllte Wasser in Randis Napf. Dann mixte sie sich einen Gin Tonic und stieg die steile Steintreppe zu ihrem Atelier hoch. Sie liebte das Haus, insbesondere das lichtdurchflutete Atelier mit dem Blick auf den Hafen. Sie machte es sich auf der Récamière gegenüber der Staffelei bequem und stellte das Glas auf den Boden. Der obere Stock des Hauses, der ehema lige Dachboden, war früher zum Trocknen von Fischernetzen benutzt worden. Im Erdgeschoss hatte es einen Laden und eine Abstellkammer für Krebsreusen gegeben. In ihrer augenblicklichen Situation war dieses Cottage genau das Richtige für sie, auch wenn es mit dem eleganten Haus, das

sie mit Jeremy bewohnt hatte, nicht zu vergleichen war.

Jeremy. Welch ein Reinalfall! Zehn Jahre Ehe mit einem reichen, gebildeten, hoffnungslos narzisstischen Engländer, der noch dazu eine sadistische Ader hatte. Als ob sie nicht schon als Kind genug gequält worden wäre.

Nicola DeLucca, Studentin an der Kunsthochschule Boston, hatte Jeremy Rhys-Jones, Sohn eines englischen Adligen, während ihres Auslandsstipendiums in Florenz kennengelernt. Seine Familie besaß ein Anwesen an der felsigen, stürmischen Küste Cornwalls, in der Nähe der Künstlerkolonie St. Ives auf der Halbinsel Penwith.

Nicola war die einzige Tochter einer Einwandererfamilie aus der Arbeiterklasse, die im North End von Boston lebte, einer klaustrophobischen italienischen Enklave. Sie hatte zwei Brüder: einen jüngeren, James, und einen älteren, John - beide nach heiligen Aposteln benannt, obwohl nur James sich später dieser Ehre würdig erweisen sollte. Vater Anthony hatte die Familie verlassen, als Nicola gerade sechs war, und ihrer Mutter Angela war nichts anderes übrig geblieben, als nachts die Büros im State House putzen zu gehen - was in der Nachbarschaft schamhaft verschwiegen wurde.

Nach der Schule hatte Nicola an der örtlichen Kunsthochschule ein Stipendium bekommen. Vier Jahre später machte sie ihren Abschluss und ergatterte einen Teilzeitjob in der Buchumschlagabteilung eines Verlags. In ihrer Freizeit besuchte sie an der Kunstakademie Malereikurse für Fortgeschrittene. Die Verleihung des Auslandsstipendiums befreite sie von der Notwendigkeit zu arbeiten und zwang sie, ihr Talent als Malerin ernst zu nehmen.

In Florenz lebte sie in einem tranceartigen Zustand nahezu konstanter Reizüberflutung. Ihr Frühstück, Cappuccino und Biscotti, nahm sie stets in einem geschäftigen Eckcafé in der Nähe ihrer Studentenbleibe ein, begleitet vom unaufhörlichen Zischen der Espressomaschine hinter der

langen Marmortheke. Danach ging sie in die Stadt. Schnell merkte sie, dass die kunstvollen Paläste sie kalt ließen. Selbst der glorreiche Duomo erschien ihr seltsam beklemmend. Was sie faszinierte, war das Schlichte: die winzigen Läden entlang der engen, gepflasterten Gassen und Bogengänge; das vielfältige Angebot der Marktstände auf der Piazza Lorenzo Ghilberti; die blauroten Capes der Florentiner Polizisten hoch zu Ross, auf Pferden so weiß und muskulös, dass sie aus demselben schimmernden Carrara-Marmor gemeißelt zu sein schienen wie Michelangelos *David*; die Straßenkünstler, die mit pastellfarbener Kreide Kopien der Renaissance-Meisterwerke auf das Pflaster der Via Santa Maria malten; und das ähnlich überragende Geschick, mit der die Besitzer der Käse- und Wurstläden der Stadt ihre Erzeugnisse im Schaufenster dekorierten, als sei ihre kunstvolle Präsentation ebenso wichtig wie ihr pikanter Geschmack. Stundenlang skizzierte sie die Gassen und Dächer, die Schaufensterauslagen und Menschentrauben auf den Plätzen der Stadt, die sie später im Unterricht in Öl verewigen wollte.

Jeremy war nicht der Kunst wegen in Florenz, sondern um die italienischen Frauen zu studieren. Nicola hatte einfach Glück, dass er am liebsten mit italienischen Frauen flirtete, mit denen er Englisch sprechen konnte. Obschon ein Jahr jünger als sie, war er doch welterfahren, kultiviert und charmant. Noch dazu hochgewachsen. Und attraktiv. Und völlig anders als die Männer, die sie aus dem North End kannte. Sein Akzent, der Bildung und Erziehung verriet, weckte etwas in ihr, das von den anzüglichen Bemerkungen ihrer italienischen Klassenkameraden unberührt geblieben war.

Nicola verliebte sich Hals über Kopf. Nachmittags ging sie mit Jeremy oft auf den Hügel gegenüber der Stadt, zur Aussichtsterrasse Piazzale Michelangelo, um der untergehenden Sonne zuzuschauen, wie sie die Mauern, Stuckfassaden und ziegelroten Dächer, die sich bis zu den

fernen bläulichen Hügeln erstreckten, mit einem goldenen Glanz überzogen. Eines Abends führte Jeremy sie auf den Ponte Vecchio, zur Statue von Cellini, dem berühmten Goldschmied. Alle Pfosten und Querstangen des gusseisernen Zauns rund um die Skulptur hingen voll mit Vorhängeschlössern. Jeremy erklärte ihr, dass Verliebte ihren Bund besiegelten, indem sie Schlösser, in die ihre Namen eingraviert waren, an diesem Zaun befestigten und den Schlüssel in den Arno warfen, der tief unter der Brücke dahinströmte. Und als er ihr ein solches Vorhängeschloss mit ihren Namen präsentierte, war sie erstaunt. Noch erstaunter aber war sie, dass sie das Schloss an den Zaun kettete, den Schlüssel umdrehte und ihn in den Fluss schleuderte.

Jeremy kehrte nach England zurück, während sie in Florenz blieb, um ihre Studien fortzuführen und zu malen, doch fast jeden Tag erhielt sie einen leidenschaftlichen Brief von ihm. Niemand hatte sie je auf diese Weise umworben. Etwa einmal im Monat stieg er ins Flugzeug und besuchte sie übers Wochenende. Dann, als der Winter näher rückte, lud er sie ein, das Weihnachtsfest bei seiner Familie in Cornwall zu verbringen. Keksboxenbilder vom weihnachtlichen England im Sinn - reetgedeckte Cottages, Mistelzweige, Pferdeschlitten auf verschneiten Wegen - und weil sie sich einen Heimflug nach Boston sowieso nicht leisten konnte, nahm sie an. Auf den Flug nach London folgte die lange Zugfahrt bis fast in die Spitze der südwestlichen britischen Halbinsel. Am Bahnhof von St. Ives holte Jeremy sie mit einem klapprigen alten Landrover ab. Er trug eine nach Öl riechende, wasserdichte Jacke aus gewachstem Segeltuch, eine flache Tweedmütze und grüne Gummistiefel, die, wie sie lernte, aus ihr unbekanntem Gründen Wellingtons genannt wurden.

Jeremy hatte das Haus seiner Familie stets als »Landhaus« bezeichnet, und Nicola hatte sich ein hübsches, efeuberanktes Cottage vorgestellt. Daher war sie, nachdem sie durch ein von hohen Pfeilern flankiertes Tor gefahren

waren, überwältigt von der Größe und Schönheit der Granitvilla am Ende der langen, baumgesäumten Auffahrt. Verglichen mit den eng stehenden Reihenhäusern im North End - oder auch den Häusern in Florenz - wirkte dieses Gebäude wie ein Schloss.

Trevega House, wie es genannt wurde, lag im geschützten Tal eines Flusses, der von den Hochmooren herunterrauschte und sich im Westen ins Meer ergoss. Der Besitz war mehrere hundert Morgen groß und umfasste auch ein kleines Dorf, in dem früher die Pächter gewohnt hatten, einen Gutshof und eine alte, stillgelegte Wassermühle. Im Laufe der Generationen hatten die Rhys-Jones' rund um das Herrenhaus nicht nur üppige Landschaftsgärten und ausgedehnte Rasenflächen anlegen lassen, sondern auch einen von einer dicken Mauer geschützten Gemüsegarten. Und so gab es selbst in der Weihnachtszeit noch frische Kräuter und grüne Salate aus überdeckten Frühbeeten, sowie Rote Bete, Grünkohl, weiße Rüben, Steckrüben (von der Köchin »schwedische Rüben« genannt) und armdicke Lauchstangen.

Die Zimmer im Haus waren geräumig und hatten hohe Decken. An der eleganten, beinahe strengen Symmetrie der Außenfassade hatte Nicola dank ihres Italienaufenthalts den Einfluss Andrea Palladios, des großen italienischen Renaissance-Architekten, erkannt. Doch im Innern bewahrte die Einrichtung das Haus davor, allzu steif und einschüchternd zu wirken. Zweckmäßige, gemütliche und sehr englische Möbel in einem Mischmasch aus Mustern, Farben und Stoffen fügten sich zu einem harmonischen Gesamtbild zusammen. Es gab ausladende, dick gepolsterte Sofas und Plüschessel, schwere Vorhänge, gediegene, altgediente Tische und Schränke aus Eiche oder Kiefer, abgetretene, aber wunderschöne persische Läufer, reihenweise Bücher und in jedem Zimmer einen breiten, steingefassten Kamin, in dem ein heimeliges Feuer brannte.